

drei Tagen vorgenommenen Gedächtnisprüfung: von den durch Klangbild oder Schriftbild bewirkten Eindrücken haftete nur noch der siebente Teil dessen, was durch das Vorzeigen der Gegenstände selbst ins Gedächtnis aufgenommen worden war.

Einige zum Schluss angestellte Versuche über das Wiedererkennen führten Verfasser zu dem Resultat, die Fähigkeit des Wiedererkennens für den Durchschnittsschüler als doppelt so groß anzunehmen, wie die des Wiedererinnerns.

A. PILZECKER (Göttingen).

A. C. ARMSTRONG jr. **The Imagery of American Students.** (With the assistance of Mr. C. H. JUDD.) *Psychol. Rev.* I. 5. S. 496—505. (1894.)

Verfasser unterzog die von FRANCIS GALTON in seinem Buche „*Inquiries into Human Faculty*“ über die Fähigkeit der Visualisation bei verschiedenen Personen veröffentlichten Untersuchungen einer Nachprüfung an amerikanischen Studenten, welche in der letzten Hälfte ihrer Studienzeit standen und durchschnittlich 20—22 Jahre alt waren. Wie die statistische Methode GALTONS im allgemeinen verwandte ARMSTRONG auch die von diesem aufgestellten und in genanntem Werke mitgeteilten Fragen. Außerdem verwertete Verfasser eine Reihe von Resultaten, welche Prof. H. F. OSBORN, Columbia College, in gleichem Sinne gesammelt und ihm für seinen Zweck überlassen hatte. Unter eingehenderer Erörterung derjenigen Resultate, die sich auf die GALTONSchen Fragen 1—6, sowie 9 und 10 beziehen, teilt Verfasser mit, daß er die als bekannt voraussetzenden Ergebnisse GALTONS bestätigt fand, und fügt nur hinzu, daß er außer dem auffallenden Einflusse, den die Aufmerksamkeit in ihren verschiedenen Stadien auf die Visualisation ausübte, aus seinen Resultaten erkannte, daß diese Fähigkeit bei seinen Versuchspersonen in stärkerem Grade entwickelt war als bei denjenigen, an denen GALTON seine Beobachtungen anstellte. A. scheint geneigt, anzunehmen, daß eine größere Befähigung, in mehr abstrakten Formen zu denken, eine Verringerung des Visualisationsvermögens bedinge, und daß das letztere aus dem gleichen Grunde mit zunehmendem Alter eine Abschwächung erfahren könne. Wie weit die gefundenen individuellen Unterschiede im vorliegenden Falle auf die erstere dieser Vermutungen zurückzuführen sind, konnte aus einem Vergleiche derselben mit der nach den Fähigkeiten der einzelnen Versuchspersonen geordneten Rangliste („*the standard of scholarship as tested by college grades*“) nicht mit Sicherheit entschieden werden. Am Schlusse der Abhandlung empfiehlt Verfasser, anscheinend aus dem gleichen Interesse, eine Wiederholung der Untersuchung an weiblichen Studenten. Einige in dieser Hinsicht angestellte Vorversuche rechtfertigten die Annahme, daß die Visualisationsfähigkeit bei den letzteren stärker entwickelt ist als bei Männern.

FRIEDR. KIESOW (Leipzig).

ALEXIUS MEINONG. **Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Wertlehre.** Graz, Leuschner & Lubensky, 1894. 232 S.

Der Titel des Buches erweckt falsche Vorstellungen. Unter Wertlehre versteht man nach dem allgemeinen Sprachgebrauche die Unter-

suchung der ökonomischen Werte. Über diese aber will der Verfasser nicht handeln, sondern nur die psychologische Seite aller Werte, dann die ethische betrachten.

Es wird zunächst festgestellt, daß die „Nützlichkeit“ den Wert nicht bestimmt, sondern umgekehrt von ihm bestimmt wird. Auch das Begehren findet den Wert schon vor, schafft ihn nicht. Bleibt also nur das Gefühl als Quelle des Wertes übrig. Alle Wertgefühle sind Existenzgefühle, beziehen sich nicht auf Erdichtetes. Dadurch werden die ästhetischen Gefühle und, wie sich aus einem späteren Abschnitte zeigt, auch alle „Wissensgefühle“, die in dem Gefallen am logischen Prozesse und gewonnenen Ergebnisse bestehen, von der vorliegenden Untersuchung ausgeschlossen.

Wo das Wertobjekt nicht unmittelbar das Wertgefühl verursacht, ist ein Urteil über die Existenz des Wertobjektes Ursache des Wertgefühles (S. 21); dieses, das Haupturteil, kann durch allerlei Nebenurteile über wertvolle Beziehungen des Objektes modifiziert werden. Auch die Nichtexistenz kann Gegenstand eines Urteils und damit Ursache eines Gefühles sein. Da der Verfasser die physischen Objekte beiseite lassen und sich auf die psychischen Objekte (!) beschränken will, die Wertgefühle liefern (S. 39), so kann er sagen (S. 31): Wertgefühle sind Urteilsgefühle. Das sinnliche Gefühl ist kein Wertgefühl (S. 40).

Als psychologische Thatsachen fallen nun die Wertgefühle unter die Kategorien: „aktuell und dispositionell, egoistisch, altruistisch“, oder sie sind zu unterscheiden nach ihrem Zusammenhange mit den vier Klassen der psychischen Thatsachen: Vorstellen, Urteilen, Fühlen, Begehren, und nach ihrer Beziehung auf Gegenwärtiges oder Zukünftiges. Dabei schreckt der Verfasser sogar vor dem Ausdrucke: „Gefühlsgefühl“ nicht zurück. Er meint damit die Gefühle, die in uns durch Gefühle anderer (z. B. ihr Mitleid) erweckt werden.

Von allen diesen Momenten hat die Unterscheidung „egoistisch-altruistisch“ eine spezielle Wichtigkeit, weil sie ethisch bedeutsam ist. M. hat sehr recht, wenn er die Gefühle, die sich auf den *alter* beziehen, für durchaus nicht mystisch oder wunderbar hält, sondern es für notwendig erachtet, daß von allen Objekten die uns ähnlichsten, d. h. die anderen Menschen unser Werthalten besonders auf sich lenken. Er wendet sich mit Recht gegen das oberflächliche, immer noch populäre Dogma, es gebe im Grunde kein anderes als egoistisches Begehren, und könne keins geben (S. 42, 43, 96, 97).

Es ist also eine psychologische Thatsache, nicht wunderbarer als alle anderen, daß unsere Wollungsziele entweder positiv altruistisch = gut, oder negativ altruistisch = böse, oder egoistisch = moralisch indifferent sind. Aber selten sind die Ziele so rein und eindeutig bestimmt; in der Regel ist mit dem einen zugleich ein anderes, oder sind mehrere andere mit ihm verbunden. Das Faktische sind Wollungsbinoome oder -polynome, die man auch, da jedes bewusste Wollen von einem Plane ausgeht, Projektbinoome oder -polynome nennen kann. Die Binoome, als die im Leben häufigste Komplikation, unterzieht M. einer besonderen Untersuchung, bei der er algebraische Symbolik anwendet: g = eigenes

Gut, γ = fremdes Gut, u = eigenes Übel, v = fremdes Übel. Da beide Paare vom egoistischen (e, η), altruistischen (a, α) oder neutralen (n, ν) Standpunkte gewollt werden können, so ergeben sich zwölf fundamentale moralische Werte: $ge, ga, gn, \gamma\eta, \gamma\alpha, \gamma\nu, ue, ua, un, v\eta, v\alpha, v\nu$. Die häufigsten Projektbinome sind γu , d. h. der Fall, in dem ich fremdes Gut mit eigenem Übel oder Opfer verbinden muß, und $-gv$, d. h. der Fall, wo ich, um ein eignes Gut zu erreichen, ein fremdes Übel herbeiführen muß. (— ist Zeichen des Negativ-Altruistischen.) Den moralischen Wert der Wollung des nach γu Handelnden erhält man $= C \frac{g}{\gamma}$, wobei C „die unbekannte, durch die Beschaffenheit der Einheiten bedingte Proportionalitäts-Konstante“ bedeutet, d. h., je größer das meinerseits geopfert, je geringer das dem anderen dadurch zu teil gewordene Gut ist, desto höher der moralische Wert der Handlung. Für $-gv$ erhält man in derselben Weise $-C' \frac{\gamma}{g}$. d. h., je geringer das eigene Interesse ist, das ich nicht zum Opfer bringe, und je größer das fremde, das auf dem Spiele steht, desto größer wird der Unwert meiner Handlung.

Wenn dem Referenten noch „die durch die Beschaffenheit der Einheiten bedingten unbekannten Proportionalitäts-Konstanten“ neben den Proportionen $\frac{g}{\gamma}$ und $\frac{\gamma}{g}$ verständlich sind, da qualitative Unterschiede darin stecken können, so ist ihm doch eine weitere Zugabe unverständlich. Wenn nämlich in der obigen Formel $W(\text{Wert}) = C \frac{g}{\gamma} g = 0$ genommen wird, so wird der Wert $= 0$, d. h., wenn ich eines anderen Gut ohne Opfer meinerseits fördere, ist die Handlung nicht verdienstlich; dies ist, wie dem Referenten scheint, vollkommen richtig, die Handlung kann physikalisch, gewissermaßen zufällig verdienstlich sein, aber nicht moralisch, in dem Sinne, wie M., wesentlich mit KANT übereinstimmend, die Moralität auffaßt. M. aber meint: „bei Einführung der Grenzwerte von g zeigen sich unsere Formeln in ihrer rechnerischen Konsequenz zu streng . . . und wir müssen darauf bedacht sein, sie zu mildern“. Die Milderung geschieht nun, indem zu g ein konstanter Summand, ein c , hinzugefügt wird, so daß wir für γu erhalten: $W = C \frac{g+c}{\gamma}$. Wenn dann u , das erlittene Übel, und also auch g , das aufgegebene Gut, $= 0$ wird, ist der Wert doch immer noch $C \frac{c}{\gamma}$; ebenso wird die zweite Formel durch Zufügung von c' zu g „gemildert“, damit nicht, wer selbst, wo er ohne jedes Opfer seinerseits es könnte, dem anderen nicht hilft, für unendlich unmoralisch erklärt werde. Diese Erklärung wäre aber nach des Referenten Ansicht durchaus berechtigt und im Sinne des Verfassers konsequent. Es wäre ein Beispiel dessen, was KANT die böse Willkür nennt. (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft ed. KIRCHMANN, S. 23.)

Eine weitere, dem Referenten willkürlich scheinende „Milderung“ tritt ein für den Fall, daß $g = \gamma$ angenommen wird und beide mit-

einander parallel variieren, so daß in der ersten Wertformel herauskäme $C \frac{\gamma + c}{\gamma}$. Aus dieser Formel würde dann folgen: je größer das dem anderen zugewendete Gut γ , desto geringer der moralische Wert der Handlung. Weil dem die Erfahrung widerspricht, wird auf einmal ein unbekanntes und durchaus unbegründetes k als Potenz-Exponent für g eingeführt und die Wertformel nochmals umgeändert in $C \frac{g^k + c}{\gamma}$.

Was würde man in der Physik zu einer Formel sagen, die, nachdem sie auf Grund des tatsächlichen Verhaltens aufgestellt ist, fortwährend fremder, durch nichts begründeter Werte als neuer Zusätze bedürfte, um die Thatsachen zu decken? Etwa, wenn die Formel der lebendigen Kraft $= \frac{1}{2} m v^2$ plötzlich, ohne das neue Moment zu erklären, in $\frac{1}{2} m^k v^2$ umgewandelt würde? Die ersten beiden „Milderungen“ sind überflüssig. Die Werte für den Grenzfall ($g = 0$) scheinen dem Referenten, wie schon bemerkt, ganz richtig. Die zweite Milderung durch den Exponenten k ist auch überflüssig, wenn das Binom γu konsequent den Sinn behält, den es nach der ihm zu Grunde gelegten Wirklichkeit hat, nämlich: daß ein fremdes Gut mit eigenem Übel erkaufte wurde. Daß $g = \gamma$, ist dann eine unmögliche Voraussetzung, da eben nicht g , sondern u tatsächlich vorhanden ist, und γ nicht $= g$, sondern $= -g$ etwa gleich einem Minus eigenen Gutes sein kann.

In analoger Weise, wie die Binome γu und $-g v$, werden die Binome $g \gamma$ und $-v u$ behandelt.

Das, was psychologisch der Wert- oder Unwertgröße entspricht, ist die Gesinnung, das Wohlwollen oder die Gleichgültigkeit des Handelnden gegen den *alter*. Neben dem Wohlwollen wird, wie dem Referenten scheint, ohne genügende Anknüpfung auch die Gerechtigkeit behandelt und als Anteilsgleichheit, d. h. Gleichheit des Interesses für die Fremden, bestimmt.

Wer ist aber das Subjekt der Werthaltungen, das die Werturteile ausspricht? — Nicht *ego*, noch *alter*, die handeln, sondern die ganze umgebende Gesamtheit. Damit erhalten die sittlichen Handlungen einen neuen Wert, als Antriebe zur Nachahmung. Dieser ihr „Wirkungswert“ wird auch noch zum Teil mit algebraischen Symbolen behandelt. Einen solchen Wirkungswert hat auch das „Sollen“, das, gegenüber dem „Dispositionswert“ der Gesinnung im allgemeinen, den Aktualitätswert der einzelnen Wollung bildet, und wird von diesem Gesichtspunkte aus, also in seiner sozialen Bedeutung, beleuchtet.

Von der Bestimmung der ethischen Werte und Unwerte gewinnt M. die Mittel, um das Problem der Anrechnung und Zurechnung zu lösen. Die Anrechnung fragt, wie die Gesinnung des Handelnden beschaffen, die Zurechnung fragt, in welchem Maße die Handlung Ausdruck der Gesinnung war. Mit Recht bemerkt M., daß die Freiheit für die Zurechnung nicht unentbehrlich ist. „Wo ein Wertvolles (ethische Gesinnung) fehlt, besteht Mangel, nicht Freiheit.“ Denn die metaphysische Willensfreiheit hebt zwar das „Ich kann nicht“ auf, aber damit eigentlich auch das „Ich kann“. Vorhanden ist nur die Freiheit, die man besser Spontaneität nennen möchte, nur das zu thun, was den Neigungen, der

Persönlichkeit des Handelnden entspricht. Das Bewußtsein davon ist von hohem ethischen Werte.

Ebensowenig, wie die Zurechnung, glaubt M., die Allgemeinheit der ethischen Gesetze aufgeben zu müssen. Denn das eigentliche Wertsubjekt, weil Subjekt der Werthaltung, ist ja die umgebende Gesamtheit. Es giebt keine individuelle Ethik, nur eine soziale.

Überblickt man den Gang der Ausführungen des Verfassers, so scheint es, als habe er etwas Ähnliches geben wollen, wie die englischen Utilitarier in ihrem „hedonistic calculus“ gethan haben. Wie diese eine Schätzung jeder Handlung nach der Summe der verursachten Lust anstreben, so verlangt er eine Schätzung des moralischen Wertes nach dem Maße des Verzichtes auf Güter und der Übernahme von Übeln. Vielleicht meinte er dabei, auch heute gelte noch, was KANT von seiner Zeit erzählt: „Unter allem Räsonnieren ist aber keines, was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald Langeweile haben, erregt, und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Wert dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll“. (KANT. *Kritik der praktischen Vernunft*. Herausgegeben von KEHRBACH. S. 183.)

M.'s Buch ist ein erstmaliger wissenschaftlicher Versuch der ethischen Messung. Aber abgesehen von den bedenklichen, oben erwähnten „Milderungen“, die der Verfasser an seinen Formeln vornimmt, kann der Referent zweierlei Wünsche nicht unterdrücken: 1. fehlt in der psychologischen Erklärung des Wertgefühles die Assoziation als mitwirkender Faktor. Wenn M. als Beispiel eines wertvollen Objektes anführt den „Brief eines verstorbenen Freundes“ (S. 19), so konnte ihn dieses Beispiel darauf führen, daß nicht nur das Urteil, sondern auch die Mitwirkung der in verschiedenstem Grade bewußten assoziierten Vorstellungen den affektiven Wert erzeugt. Auch was er S. 58 „objektlose“ Furcht nennt, gehört hierher. Der Satz: „Wertgefühle sind Urteilsgefühle“ sagt zu viel, da M. meint: „nur Urteilsgefühle“. — 2. glaubt der Referent, der Verfasser hätte seinem Buche größere Präzision, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit verliehen, wenn er nicht, von der Peripherie ausgehend, sich der zentralen grundlegenden Thatsache näherte, sondern von dem Elementarphänomen, dem Gefühl, ausgehend, die abgeleiteten Thatsachen in stetigem Zusammenhange entwickelte. Gerade eine genaue Psychologie des Gefühls vermißt man. Das „Urteilsgefühl“ ist keine so einfache psychologische Erscheinung, daß man sie nicht nach allen Seiten abgrenzen müßte. Indessen der Verfasser bezeichnet selbst sein Buch als Anfang und Versuch; möge er bald die Fortsetzung folgen lassen.

P. BARTH (Leipzig).

A. MEINONG. *Über Werthaltung und Wert*. *Arch. f. systemat. Philos.* Bd. I. Heft 3. S. 327—346. (1895.)

In diesem Aufsatze hat A. MEINONG zu seinem oben angezeigten Buche eine Ergänzung gegeben.

Die Gesundheit ist für den normalen Menschen von großem Werte, das Gefühl davon ist gering, infolgedessen auch die Werthaltung. Also ist der Wert eines Objektes keineswegs proportional seiner Werthaltung.